

Nadja Bascheck
aus Deutschland



Auf Stimmenfang

Der politische Einfluss von Kirchen in Kenia

Heinz-Kühn-Stiftung

Stipendien-Aufenthalt in Kenia

4. Juli bis 15. August 2022

Inhalt

1. Prolog: Ein neuer Präsident für Kenia.....	1
2. Dank.....	2
3. Zur Person	3
4. Das Land: Kenia.....	4
4.1 Kenia hat die Wahl	5
4.2 Die Bedeutung von Religion	7
5. Kirche und Politik	8
5.1 Wo Religion und Politik verschmelzen: Jeevanjee Gardens.....	9
5.2 Auf eine Bratwurst in der Gemeinde.....	11
5.3 Die soziale Funktion der Kirche: Mit dem Jeep durch Kajiado.....	13
5.4 Der Wunsch nach Frieden: Naivasha bereitet sich vor.....	15
5.5 Amani, Peace: Wie sich Kirchen für Frieden einsetzen	19
5.6 Ein Zehntes für die Kirche: Die Bedeutung von Geld	20
5.7 Auf Stimmenfang im Gotteshaus	22
6. Vielfältiges Christentum in Kenia.....	25
6.1 Spiritueller Rückzugsort: Die Menengai-Höhlen in Nakuru.....	25
6.2 Missionsarbeit heute: Borschtsch in der Halbwüste	26
7. Fazit	29

1. Prolog: Ein neuer Präsident für Kenia

Der Moment, auf den Kenia gewartet hat. Das sind die Worte eines Mannes, der in purpurner Soutane und mit passender Bischofsskappe an einem Rednerpult steht. Kurzer Applaus. „Lassen wir unsere Angst hinter uns. Die Bibel sagt: Der Ausgang einer Sache ist besser als ihr Anfang.“

Er steht an dem Pult, das nur eine halbe Stunde vorher von einem Mann umgestoßen und von der Tribüne geworfen wurde. Eingefangen in verwackelten Bildern einer Fernsehkamera, die seit Stunden starr auf die Tribüne gerichtet ist, um den Moment der Verkündung der Wahlergebnisse live zu übertragen. Seit der Mittagszeit ist nichts passiert, das Publikum im Saal wartete, die Tribüne füllte sich langsam und ein mehrstimmiger Chor sang ununterbrochen in hohen, feierlichen Tönen. Dann fängt plötzlich das Gerangel auf der Tribüne an. Die Kamera kommt kaum hinterher, als die Sicherheitsleute versuchen, die Lage in den Griff zu bekommen.

In ganz Kenia sitzen in diesem Moment Menschen vor dem Fernseher und schauen zu. Geschäfte und Museen haben geschlossen, viele Kenianerinnen und Kenianer verharren seit Tagen in ihren Häusern, Maismehl war eine Woche vorher ausverkauft: klassische Hamsterkäufe, aus Angst, diese Präsidentschaftswahl könnte mal wieder eskalieren. Und dann das.

Es ist genau dieser Moment, in dem die fragile friedliche Stimmung zu kippen droht, als das Rednerpult, an dem der neue Präsident später seine erste Rede halten soll, hinabstürzt. Es wird laut im Saal, jemand stolpert eine Treppe hinunter, Militärmänner zücken ihre Stöcke. Von der Tribüne weitet sich der Streit aus – offenbar zwischen Angehörigen der beiden Präsidentschaftskandidaten. Es wird unübersichtlich, als die Kamera herauszoomt und mehrere Menschentrauben einfängt. Hektik und Aggression übertragen sich über diese Bilder, herauszulesen aus den Gesichtern der stark gestikulierenden Männer. Dann attackiert jemand einen anderen mit einem Stuhl, die Sicherheitsleute zerren ihn aus der Menge. Jubel ertönt im Saal, während das Gerangel weitergeht. Oben auf der Tribüne stellen währenddessen zwei Männer das Rednerpult wieder auf und kleben das grüne Logo der Wahlkommission „Independent Electoral and Boundaries Commission“ (IEBC) an. Es zeigt die Umrisse Kenias und eine Wahlurne. Und es hängt ein wenig schief.

Dann tritt Jackson Ole Sapit ans Pult. Er ist der oberste Bischof der anglikanischen Kirche Kenias und hat seit Monaten seine Landsleute aufgefordert, Frieden zu wahren. In seiner Ansprache erinnert er daran, dass das Land vereint sein solle. Familien sollen sich umeinander kümmern. Die Wirtschaft wieder wachsen. Kinder zurück zur Schule gehen. Präsidentschaftskandidat William Ruto wird eingeblendet, er sitzt nickend auf der Tribüne. "Wir wollen unser Land zurück", sagt Bischof Sapit und stimmt ein Gebet an. Gott solle die Nation schützen und vereinen und den Wahlverlierern die Kraft geben, dies zu akzeptieren. „Weil wir alle zusammengehören.“

Nach der Ansprache tritt der Vorsitzende der Wahlkommission, Wafula Chebukati, ans Pult und verkündet den Sieger: William Ruto wird mit 50,5 % zum fünften Präsidenten Kenias gewählt.

2. Dank

Bevor ich meine Reiseroute und Rechercheergebnisse vorstelle, möchte ich mich in chronologischer Reihenfolge bedanken: Bei der Heinz-Kühn-Stiftung fürs Ermöglichen dieser Reise und vor allem bei Ute Maria Kilian für die Unterstützung in der Vorbereitung. Bei Antje Diekhans für die Hilfe beim Einstieg in die Recherche und bei Sarah Pradel für die Ausflüge in Nairobi. Bei Ashley für das Gästebett und die Einblicke in das Leben junger Kenianer*innen. Und natürlich die Versorgung, als ich krank ihre Couch belagert habe. Bei Patrick für die Vermittlung an Gesprächspartner*innen. Bei Chef Young und Isaya Wandeka für die Stadttour durch Naivasha und das Rezept für Dawa-Tee. Bei Teeto für die Touren durch Nakuru, und seiner Mutter fürs Mitnehmen in die Kirchengemeinde. Bei Karen für das Gästezimmer und die Sonnenuntergänge am Viktoriasee. Bei Allan und Jebet für die Gastfreundschaft und die Touren durch Eldoret. Und schließlich bei Viktoria und Volodymyr für die Aufnahme in ihre Mission und die Gespräche über Themen, die das Herz belasten.

Thanks for trusting me and showing me a part of your life. Asante sana. I hope, one day we'll meet again!

3. Zur Person

Ich war noch nie in Afrika. Immerhin weiß ich, dass es nicht nur ein Land ist, sondern ein Kontinent mit über 50 Staaten. Das klingt ziemlich banal, aber mich fragt schon in der ersten Woche eine Frau in meinem Alter genau das: „Bist du auch so eine, die denkt, Afrika sei ein Land?“ Sie lacht und nippt an ihrer Margarita. Nein, sage ich verlegen und nehme ebenfalls einen Schluck von meinem Cocktail. Das ist nur eines von vielen Gesprächen, nach denen ich darüber reflektiere, wie Europäer*innen wahrgenommen werden – und welche Bilder wir, gerade als Journalist*innen, reproduzieren. Umso wichtiger finde ich es, die eigene Perspektive zu erweitern und die Vielfalt, die Kenia prägt, selbst zu erleben.

Sechs Wochen reise ich durchs Land. Zunächst mal empfinde ich das als ungewohnt, weil die Corona-Pandemie unsere Vorstellung vom freien Reisen ziemlich durcheinandergewirbelt hat. Und meine persönliche von der Arbeit einer Reporterin obendrein. Schon mein Volontariat beim Westdeutschen Rundfunk war von den pandemischen Einschränkungen geprägt und die Zeit danach – die Zeit, in der es ja so richtig losgehen soll – habe ich vor allem am Schreibtisch verbracht.

Nach meinem Bachelorstudium in Düsseldorf, Master in Leipzig, Auslandssemester in Argentinien und dem erwähnten Volontariat in Köln, bin ich schließlich freiberufliche Hörfunkjournalistin. Ich arbeite für verschiedene Wellen des WDR und für das Deutschlandradio. Als Autorin widme ich mich gesellschaftlichen und kulturellen Themen und habe ein Faible für Langformate. Seit ich das Magazin „Diesseits von Eden“ auf WDR5 moderiere, ist ein neuer Schwerpunkt hinzugekommen: Religion. Obwohl ich selbst kaum religiös bin – oder gerade deswegen – interessiert es mich, warum weltweit Millionen Menschen in Glaubensgemeinschaften sind. Was sie verbindet, welche Konflikte sie deshalb austragen und welchen Halt ihnen der Glaube im Leben gibt.

Journalismus bedeutet für mich, ständig die eigene Position zu hinterfragen, empathisch zu sein und die Perspektive anderer aufzunehmen. Kritisch, aber ohne zu verurteilen. Das nehme ich mir auch für meine Zeit in Kenia vor und bin dankbar, das Privileg zu haben, das Land und die Lebenswelt der Menschen zu erkunden.

4. Das Land: Kenia

Ich lande Anfang Juli in Nairobi, der Hauptstadt Kenias, die in den vergangenen Jahrzehnten stark gewachsen ist. Mittlerweile leben über vier Millionen Menschen in der Metropole. Kein Wunder, dass der Stadtverkehr berüchtigt ist. Durch die Straßen schlängeln und fädeln sich Autos, viele von ihnen sind Taxis oder bunt bemalte Minibusse (Matatus), aus deren Boxen oft laute Musik dröhnt; Motorräder (Boda Bodas) zwängen sich durch die schmalen Gassen zwischen den Autos und dann entdecke ich doch tatsächlich einen Radfahrer, der sich durch einen Kreisverkehr kämpft. Ich bewundere ihn für seinen Mut.

In der Großstadt Nairobi stehen viele Hochhäuser, die spitz gen Himmel ragen, und teilweise erst in den letzten Jahren gebaut wurden. Einkaufsmalls zeugen von der Wirtschaftskraft, über die das Land verfügt. Gleichzeitig ist die in den vergangenen Jahren gewachsene Wirtschaft durch die Auswirkungen der Corona-Pandemie eingebrochen.¹ Die knapp 54 Millionen Kenianer*innen arbeiten größtenteils im Privatsektor oder in der Landwirtschaft. Der informelle Sektor ist ebenfalls ziemlich ausgeprägt, was man an den unzähligen hupenden Matatus erkennt, oder auch an den vielen von Hand geschreinerten Betten am Straßenrand. Ohnehin scheint das Handwerk eine wichtige Rolle einzunehmen: Funken sprühen, wenn Männer Metallprodukte wie Kochtöpfe und Schalen verschweißen und auf dem Jua Kali-Markt verkaufen.

Obwohl Kenia die größte Volkswirtschaft Ostafrikas ist und vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung als treibende Wirtschaftskraft in der Region bezeichnet wird, steht das Land derzeit vor enormen wirtschaftlichen Herausforderungen, vor allem aufgrund einer hohen Inflationsrate, die auch auf den russischen Angriffskrieg in der Ukraine zurückzuführen ist.² Im Alltag zeigt sich das an gestiegenen Benzinpreisen, die Autofahrer*innen (und vor allem Taxifahrende) umtreiben. Auch die Auswirkungen der Corona-Pandemie sind in Kenia noch deutlich zu spüren: Die Jugendarbeitslosigkeit ist hoch und generell haben viele Menschen in den vergangenen zwei Jahren ihre Arbeit verloren. Diese Themen waren bestimmend im Wahlkampf.³

¹ [Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung](#)

² World Bank Group, Kenya Economic Update, 2022

³ [Deutsche Welle, 2022](#)

4.1 Kenia hat die Wahl

Ruto gegen Raila. Das ist der inoffizielle Claim für den Wahlkampf 2022. Die Namen der Präsidentschaftskandidaten, William Ruto und Raila Odinga, lese ich auf den enormen Wahlplakaten; mit Flutlichtern beleuchtete Tafeln, von denen die beiden Männer dem Volk entgegengrinsen. Sie sind die prägenden Gesichter im Wettstreit um das Präsidentenamt.

Als ich im Uber vom Flughafen in die Stadt fahre, frage ich Fahrer Frederic nach dem derzeitigen Stand im Wahlkampf. Etwas mehr als fünf Wochen sind es noch bis zur Wahl. Frederic erklärt mir aus dem Stehgreif das politische System Kenias und die zentralen Konfliktlinien der Kandidaten. In den folgenden Wochen werde ich ähnliche Gespräche immer wieder führen und in den Wohnzimmern meiner Gastgeber*innen die Nachrichten im Fernsehen verfolgen.

Auf der einen Seite steht Raila Odinga mit seiner Partei Orange Democratic Movement (ODM). Odinga ist 77 Jahre alt und Sohn des ersten Vizepräsidenten des unabhängigen Kenia. Er war Mitglied mehrerer Regierungen, war Ministerpräsident, hatte 2007 das Wahlergebnis angezweifelt und damit dazu beigetragen, dass politische Unruhen durchs Land zogen.⁴ Odinga ist ein Urgestein, gehört zu den etablierten Politikerfamilien, jeder im Land kennt ihn. Auch, weil er bereits zum fünften Mal für das höchste Amt im Staat kandidiert.

Ihm gegenüber steht William Ruto für die United Democratic Alliance (UDA) zur Wahl. Ruto erzählt gerne seine eigene Geschichte, eine klassische Aufstiegsgeschichte: Vom Hähnchenverkäufer zum Spitzenpolitiker. Es heißt immer wieder, niemand kenne seinen Vater oder überhaupt seine Familie, er stammt also nicht aus einer arrivierten Politikdynastie wie Odinga. Trotzdem ist auch Ruto schon lange im Geschäft, hat ebenfalls wichtige Positionen bekleidet und war 2007 Regierungsmitglied. Obwohl er mittlerweile zum „Establishment“ zählt, eine Villa bewohnt und reich ist, gibt er sich als Mann des Volkes aus.

Ruto war bis zur Wahl Vizepräsident des Landes, unter der Präsidentschaft Uhuru Kenyattas, Sohn des ersten Präsidenten Kenias. Uhuru Kenyatta hat zwei Legislaturperioden hinter sich und darf nicht mehr antreten. Aus einer allgemeinen Auffassung von

⁴ Auf die Gewaltexzesse nach der Wahl 2007, auch bekannt als „Post Election Violence“ werde ich an späterer Stelle eingehen.

Politik könnte man meinen, der Präsident würde im Wahlkampf seinen Vize unterstützen, damit er das Amt übernehmen kann. Und auch wenn er ihm eine gemeinsame Kampagne verwehrt, so würde er sich doch nicht gegen ihn stellen.

Dieser Mechanismus greift hier nicht, das politische System in Kenia funktioniert anders als in Deutschland. Kenyatta setzt sich statt für Ruto für Odinga ein, der ja in der Opposition ist. Was die drei Politiker aber doch verbindet, ist die gemeinsame Vergangenheit. Zum einen, weil sie in der historischen Wahl 2007/2008 in der Regierung saßen und ihnen im Nachgang Vorwürfe der Einflussnahme gemacht wurden. Odinga, weil er das offizielle Wahlergebnis angezweifelt hatte und vor Gericht gezogen ist. Ruto und Kenyatta, weil sie das Volk zu Gewalttaten angestachelt haben sollen – dafür wurden sie vor den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag gebracht. Doch 2014 bzw. 2016 wurden die Anklagen aufgrund mangelnder Beweise und der Gefahr politischer Einflussnahme eingestellt; zu dem Zeitpunkt war Kenyatta bereits Präsident und Ruto sein Vize.⁵ Wenige Jahre später, 2018, gab es erneut eine unerwartete Wendung: Der „Handshake“ ist zum politischen Symbol geworden, als Kenyatta und Odinga beschlossen, gemeinsame Sache zu machen und die ideellen und politischen Gräben zu schließen.

Nun stehen Ruto und Odinga zur Wahl und wer gewinnen wird, kann noch niemand prognostizieren. Die Chancen seien 50:50, sagt Frederic, der Uber-Fahrer. Und er wird Recht behalten, die Wahl wird am Ende ziemlich knapp ausgehen. Viele Kenianer*innen haben eine Meinung zu den beiden Kandidaten⁶ und ich habe in zahlreichen Gesprächen mit den unterschiedlichsten Personen drei Tendenzen erkannt: Jemand ist klar für Raila Odinga. Vielleicht, weil er*sie Luo ist (die Ethnie, der auch Odinga angehört) oder weil der Politiker qua Alter über mehr Erfahrung verfügt.

Jemand wird auf jeden Fall William Ruto wählen. Vielleicht, weil er*sie Kalenjin ist, so wie Ruto, oder einen ähnlichen Hintergrund hat und sich als „Hustler“ identifiziert, also jemand, der sehr viel für sehr wenig Geld arbeiten muss. Ein Image, das Ruto im Wahlkampf verkörpert. Oder weil Ruto mit 55 Jahren der jüngere Kandidat ist.

⁵ [Spiegel Online, 2016](#)

⁶ Und meistens auch zu den anderen beiden Kandidaten, denen zwar keine realistische Chance eingerechnet wird, die aber doch oft in den Medien auftauchen.

Oder aber die Person ist für keinen der beiden Politiker – weil niemand Kenia aus der Krise zu helfen vermag, sich beide nicht wirklich für die Belange des Volkes interessieren, sondern nur auf den eigenen Vorteil und Reichtum bedacht sind: Das ist eine Kritik, die ich häufig von jüngeren Menschen höre – unabhängig von ihrem Bildungsgrad. Vielleicht entscheidet sich diese Person für einen der anderen Kandidaten George Wajackoyah oder David Waihiga Mwaure, beide politische Randfiguren, die zum Teil belächelt werden (Wajackoyah für die Idee, Cannabis zu legalisieren), aber doch offiziell fürs Präsidentenamt kandidieren. Die andere Option ist, gar nicht wählen zu gehen.

4.2 Die Bedeutung von Religion

Zu Beginn dieses Berichts habe ich Jackson Ole Sapit erwähnt, der vor Verkündung der Wahlergebnisse ein Gebet gesprochen hat. Nach der ersten Ansprache William Rutos als frisch gewählter Präsident, hatte Raila Odinga bereits angekündigt, das Ergebnis vor Gericht anfechten zu wollen. Das hat er auch getan, allerdings ohne Erfolg – es gebe keine Anhaltspunkte für Wahlmanipulation, urteilte das Gericht Anfang September.⁷ Rutos Reaktion: Er ging auf die Knie und betete.⁸

In Kenia sind schätzungsweise 85% der Menschen christlich. Eine Minderheit, 11 Prozent, ist muslimisch. Besonders die Küste ist muslimisch geprägt. Das zeigt sich an der Architektur sowie an den vielen Moscheen. Aber auch im Landesinneren stehen Moscheen, und zwar oft neben christlichen Kirchen. Diese repräsentieren eine auffällige Vielfalt: Die Bandbreite reicht von sogenannten „Mainstream Churches“ bis zu kleinsten freikirchlichen Ein-Raum-Gebäuden, die von je einem Priester betrieben werden. Die Zahl der Christ*innen ist in den vergangenen Jahrzehnten in Subsahara-Afrika angestiegen, gerade in evangelikalen Kreisen, heißt es im Sammelband „Christianity in Sub-Saharan Africa“.

Ein großer Teil der Christ*innen bekennt sich zum Anglikanischen Protestantismus (48 Prozent) – eine Folge der britischen Kolonialherrschaft, die 1963 mit der Unabhängigkeit Kenias endete. Ein kleinerer Teil der Bevölkerung gehört dem Katholizismus an

⁷ [Zeit Online, 2022](#)

⁸ [BBC, 2022](#)

(23 Prozent) und der Rest anderen christlichen Bewegungen, zum Beispiel evangelikalen Pfingstkirchen (12 Prozent) oder auch Charismatikern oder Baptisten. Allgemein wird das Christentum südlich der Sahara als sehr stark und wachsend eingeschätzt. Die Forscherin Wanjiru M. Gitau stellt sogar die Frage in den Raum, ob Kenia das neue afrikanische Jerusalem werden könnte. Im Bericht des Beauftragten der Bundesregierung für Religionsfreiheit heißt es, diese sei durch die kenianische Verfassung geschützt. Vielleicht ist deshalb die Zahl privat organisierter Kirchen und Gemeinschaften so hoch. Auch wenn die Eröffnung neuer Kirchen durch ein Moratorium bzw. strengere Vorschriften, die in diesem Jahr aufgesetzt wurden, begrenzt werden soll.⁹

In Kenia leben also Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen nebeneinander und das Zusammenleben wirkt friedlich. Vielmehr scheint die ethnische Zugehörigkeit identitätsstiftend zu sein. Kenia ist ein Land diverser Ethnien mit schätzungsweise 42 ethnischen Communitys. Die meisten Menschen gehören den Kikuyu, Luhya, Kalenjin und Luo an und leben in der Mitte und im Westen des Landes, während etwa der Norden von Turkana People bevölkert ist und der Süden von Massai.

5. Kirche und Politik

Gemessen an ihrer Vielzahl, sind Kirchen wichtig für die kenianische Gesellschaft. In manch einer Straße sehe ich gefühlt mehr Kirchenräume als normale Wohnhäuser. Also frage ich mich, welche Funktion die Kirchen hier einnehmen und was sie den Menschen geben. In Deutschland verlieren sie schließlich an Relevanz, weil immer mehr Mitglieder monatlich austreten. Während mir meine Arbeitskolleg*innen, die aus einer anderen Generation stammen, erzählen, wie voll die Kirchen früher waren, welche politische Funktion sie zum Teil auch hatten (sei es in der Friedensbewegung oder sogar bei der Wiedervereinigung), erscheint mir das heute sehr weit weg. Natürlich gibt es, abhängig von Sozialisation und Region, immer noch sehr aktive Mitglieder, auch in meinem Alter. Und doch fällt es mir persönlich schwer, so eine Art von Enthusiasmus zu spüren. Gerade deshalb möchte ich herausfinden, wie die Menschen in Kenia ihre Beziehung zu den Gemeinden beschreiben. Wie viel Wert sie der Institution beimessen und wie sie ganz praktisch ihren Glauben im Alltag leben. Und vor allem:

⁹ [AllAfrica, 2022](#)

Ob die Kirchen über politischen Einfluss verfügen oder wie Politiker*innen Kirchen für sich nutzen.

5.1 Wo Religion und Politik verschmelzen: Jeevanjee Gardens

In meiner ersten Woche in Nairobi sitze ich in einem Café im Central Business District, im geschäftigen Stadtzentrum. Nach einem späten Frühstück laufe ich eine vielbefahrene Straße entlang, Menschen kommen mir entgegen, laute Musik dröhnt aus Boxen der Wahlkampfautos. Nach einigen Minuten erreiche ich Jeevanjee Gardens, ein fast quadratisches umzäuntes Areal mit grünen Rasenflächen und braunroten, staubigen Gehwegen. Es ist Mittag und täglich um diese Uhrzeit soll der Park zum Ort gelebter Debattenkultur werden.

Schon aus der Entfernung höre ich lautstark diskutierende Stimmen aus einer Menschentraube. Ich gehe näher und stehe neben einem älteren Herrn, der mich freundlich anschaut. Ich frage ihn, um was es gerade geht – und schon sitzen wir ein paar Meter weiter auf einer niedrigen Mauer und unterhalten uns. Zakaria kommt fast jeden Tag her; er kenne jeden und jeder kenne ihn. Man



treffe sich um zu erfahren, was sich in der Stadt und in der Politik so tut und um über die neuesten Entwicklungen zu diskutieren. „People’s Parliament“ heißt das: Die Diskutanten sprechen über die aktuelle politische Debatte und führen ein argumentatives Streitgespräch. Das Ganze ist übrigens eine sehr männliche Angelegenheit, meint Zakaria, weil sich Frauen in der Anwesenheit so vieler Männer nicht wohlfühlen würden. Und ja, ich sehe wirklich nur sehr wenige Frauen im Park.

Ich denke an den Debattierclub, den wir mit ein paar Freund*innen während der Corona-Pandemie gegründet haben. Auch wir haben uns im Argumentieren geübt und über unterschiedliche Themen gesprochen. Dass aber täglich, mitten in einem Park, umgeben vom großstädtischen Geknatter der Autos und Motorräder, fremde Menschen zum Diskutieren zusammenkommen – das erscheint mir fast unwirklich.

Nur wenige Schritte von der Menschentraube entfernt, steht ein Mann wie in einer Arena auf der rötlichen Erde. Seine Lederjacke ist so braun wie die Bibel in seiner Hand: Ein Prediger, der zu den Menschen um ihn herum spricht. Ganz normal, sagt Zakaria, denn Kenia ist ein christlich geprägtes Land. Die Leute kämen, um den Worten zu folgen, den Worten Gottes. Paul, ebenfalls ein älterer Herr und ein Freund von Zakaria, sitzt auf einem Stein und hört dem Prediger zu, der sich mit kräftiger Stimme und mit emphatischem Tonfall auf Kisuheli an sein Publikum wendet.

Paul sagt, in vielen kirchlichen Predigten gehe es weniger um Seelenheil als um die Bedeutung von Geld, das die Gemeindemitglieder anschließend zahlen sollen. Der Prediger hier in Jeevanjee Gardens spreche hingegen über die Akzeptanz des Alters und die Vorbereitung auf den Tod und beziehe sich auf Stellen aus der Bibel. Deshalb höre er gerne zu. Welchen theologischen Hintergrund der Mann hat, erfahre ich nicht. Als ich ihn später anspreche, ist er kurz angebunden und sagt, Gott habe ihm den Befehl gegeben, den Menschen die Wahrheit über das Leben nahezubringen. Paul ist Rentner und versucht, in diesen schwierigen Zeiten irgendwie über die Runden zu kommen. Wenn er Zeit hat, kommt er in diesen Park: „Das sind meine Leute“, sagt er. Und dass die meisten von ihnen derzeit wenig Geld hätten. Nicht nur die Benzinpreise sind derzeit hoch, auch Lebensmittel sind über die vergangenen Monate teurer geworden. Der Preis für Maismehl, eines der Grundnahrungsmittel in Kenia, ist enorm gestiegen. Paul meint, die Worte eines Predigers seien für die Menschen wie Nahrung, wenn sie sich kein Mittagessen leisten können.

Während seiner Rede gestikuliert der Prediger und ruft seinen Zuhörern etwas entgegen, was diese mit „Halleluja“ erwidern und gelegentlich zustimmend applaudieren. Ich bekomme ein Gefühl dafür, wie wichtig solche Prediger für die Menschen in Kenia sind. Und wie eng Kirche und Politik beieinanderliegen: Erst hört man den Argumenten im People's Parliament zu und dann den Worten eines Predigers – und das alles in der Mittagspause.

5.2 Auf eine Bratwurst in der Gemeinde

Es ist Mittwochmittag und ich betrete einen großen Garten mit gestutztem Rasen, Schaukel, Sonnenschirmen und Gartenmöbeln aus gebeiztem Holz. Die Szenerie erinnert mich an eine deutsche Vorstadt. Sogar ein Trampolin steht da!

Um hierher zu kommen, musste ich durch ein bewachtes Tor fahren, denn die Kirche, die ich besuche, befindet sich hinter einer Mauer. Ich gehe durch einen schlichten, modernen Bau, den neuen Kirchraum, der erst am Sonntag vor einer Woche eingeweiht wurde. Mich erwarten eine Glasfassade und ein heller schnörkelloser Altar. Irgendwie beruhigend zenmäßig, denke ich. Und dann steigt mir der Geruch von Kohl und Bratwurst in die Nase.

Jeden Mittwoch lädt die Gemeinde zum gemeinsamen Lunch ein: „Hungry Souls“ nennt sich das. Man könne mal über einen neuen Namen nachdenken, sagt Peter Bartsch lachend. Er ist im Gemeindevorstand und steht als gelernter Koch einmal die Woche in der Küche. Mit seinen Kolleg*innen bereitet er mehrere Gerichte vor, es gibt kenianisches und deutsches Essen. An der Ausgabe hat sich bereits eine Schlange gebildet, vor mir stehen Mitarbeitende der benachbarten deutschen Botschaft im casual Business-Stil. Ich gehe mit einer Schüssel Süßkartoffelsuppe in den Garten und setze mich zu einer Gruppe älterer Damen, die aus Deutschland, Großbritannien und Russland stammen, aber seit Jahrzehnten in Nairobi leben. Für sie ist die Gemeinde zum Treffpunkt geworden und das gemeinsame Mittagessen, das genießen sie richtig, sagen sie.

Nach dem Essen setze ich mich zu Hartmut Hawerkamp und wir sprechen bei einer kühlen Cola über die Rolle der Kirche. Hawerkamp ist seit drei Jahren Pfarrer in der deutschen Gemeinde von Nairobi. Leider sei ein halbes Jahr nach seiner Ankunft die Corona-Pandemie über das Land und die Welt gezogen. Viele Projekte, auch gemeinsame mit der kenianischen Partnergemeinde, seien deshalb ausgesetzt worden. Immerhin, die Einweihung des neuen Kirchraums letzte Woche haben sie zusammen gefeiert.

Hawerkamp, ein Mann mit kurzgeschorenem Haar und Ohrring, spricht differenziert über seinen Glauben. Die Kenianer*innen inspirieren ihn, sagt er, denn sie haben ein geschlossenes religiöses Weltbild und einen tiefen Glauben an Gott, der ihnen in der Schicksalsbewältigung helfen würde. Er erlebe das etwa, wenn Leute zu ihm kämen

und von den stark gestiegenen Lebensmittelpreisen erzählen würden. Oder dass sie die Schulgebühren ihrer Kinder nicht mehr zahlen könnten: „Dann gibt es im Umgang mit dieser Machtlosigkeit immer sehr schnell den geäußerten Reflex: Ich lege das in Gottes Hände. Das kommt, wie ich finde, wesentlich schneller als in Deutschland.“

Der Pfarrer schätzt sich selbst als einen Beobachter von außen ein. Ja, Kirche und Religion nähmen einen besonderen Stellenwert in der Gesellschaft ein. Und auch in der Politik, meint er: Politiker legten in ihrer Selbstdarstellung viel Wert darauf, den Bezug zur Kirche zu betonen. So wie bei den Wahlkampfveranstaltungen, also den „Rallyes“, wenn sie Kirchen besuchen und ihnen Geld überreichen.¹⁰

Neben uns hat Margaret Obaga Platz genommen. Obaga ist eine Frau mit großen, wachen Augen und einem dunkelblauen Turban auf dem Kopf. Sie arbeitet als Pfarrerin für die Kenyan Evangelical Lutheran Church (KELC), der Partnerkirche der Deutschen Gemeinde, die in 15 der 47 Countys von Kenia vertreten ist. Obaga ist seit etwa drei Jahren für die Abteilung Diakonie im Einsatz, davor hat sie einige Jahre in Deutschland verbracht. Heute ist sie hier, um mit Pfarrer Hawerkamp über gemeinsame Zukunftspläne zu sprechen. „Und um eine deutsche Bratwurst zu essen“, sagt sie. Ihr letztes „echtes, deutsches Mittagessen“ sei schon über drei Jahre her.

Ihre Zeit an der Highschool hingegen liege noch etwas länger zurück, erzählt sie, und zeigt auf den Turban, unter dem ihr graues Haar verborgen ist. Damals habe man ihr beigebracht, dass Politik ein „dirty game“, also ein schmutziges Geschäft sei. Das sei es aber nicht, behauptet sie. In einer Demokratie habe jeder das Recht sich zu beteiligen und trage gleichzeitig Verantwortung. Wählen gehen sei eine solche bürgerliche Verantwortung. Und die Kirche müsse dabei unterstützen, aufklären, sich einbringen. Margaret Obaga meint, die Kirche müsse den Menschen erklären, wie sie sich engagieren und ihre Stimme geltend machen können. Allerdings ohne selbst parteiisch zu werden, betont die Pfarrerin. Pastoren sollten Frieden predigen, aber niemandem die Wahlentscheidung abnehmen oder gar gezielt für einen Politiker werben.

Sie verweist auf Jackson Ole Sapit, den Bischof der Anglikanischen Kirche. Sapit habe vor einigen Monaten gesagt, dass Politiker*innen nichts auf der Kanzel verloren haben. Nicht ohne Grund, denn schon lange vor der Wahl sind die Präsidentschaftskandidaten durch Kirchen gezogen und haben dort um Stimmen gebuhlt. Bis es zum Gerangel

¹⁰ [The Star, 2022](#)

zwischen deren Anhängern kam und den Kandidaten ein Kanzelverbot ausgesprochen wurde. Margaret Obaga sagt, das habe sie wahrscheinlich nicht daran gehindert, nicht doch auf Stimmenfang zu gehen – und zwar unter dem Vorwand, in der Kirche ein paar Worte äußern zu dürfen, als gläubige Christen.

Die kenianische Pfarrerin hat ihre Bratwurst längst aufgegessen. Im Gespräch hat sie mir erzählt, dass sie am nächsten Tag einen Ausflug in den Süden des Landes machen werde, gemeinsam mit ihren Kollegen, um dort Spenden zu verteilen. Am Abend wird sie mir mitteilen, ob ich sie begleiten kann.

5.3 Die soziale Funktion der Kirche: Mit dem Jeep durch Kajiado

Am nächsten Morgen treffen wir uns um 7 Uhr zur Abfahrt. Ich fühle mich gerädert, einerseits, weil ich nervös war, andererseits wegen der Winterfrische in meinem Apartment ohne Heizung.

Im Morgengrauen fahren wir mit Margaret Obagas Jeep in den Süden, in Richtung tansanische Grenze. Unser Ziel ist Kajiado, eine Region, die hauptsächlich von Massai



bewohnt ist. Dort angekommen, beladen zwei Männer einen Truck mit großen Säcken voll Maismehl und Reis. In der Zwischenzeit gehe ich mit den anderen Pastoren der Kenyan Evangelical Lutheran Church frühstücken. Vor mir steht ein Dawa-Tee, den sie als „Medizin“ beschreiben. Der heiße Ingwer mit Honig wärmt meinen Hals

und ich spüre, wie ich langsam wach werde. Dann steuern wir mit dem Jeep die erste Kirche an. Wir fahren in eine ländliche Gegend, die Erde ist staubig und am Horizont zeichnen sich sanfte Hügel ab. Wir halten vor halbhoher Steinmauern und gehen auf ein Wellblechgebäude mit schlichtem Holzkreuz über dem Eingang zu. Das ist die Kirche, erklärt der zuständige Pfarrer Emmanuel Lempuris. Seit etwa zehn Jahren stehe sie hier und seit gut zwei Jahren bauen sie an dem neuen Gebäude. Im Inneren der kleinen Kirche ist es schummrig. Etwa 20 Personen sitzen auf blauen Plastikstühlen und warten auf die Vertreter*innen aus Nairobi. Margaret hält eine kurze Ansprache, stellt ihre Begleitung (inklusive mir) vor und spricht ein Gebet. Der pralle Maismehlsack

wird mit einem großen Messer, einer „Panga“ (eine Art Machete), angeschnitten und dann bekommt jeder eine Ration.

Ein paar Kilometer weiter steht Kirche Nummer zwei. Das steinerne Gebäude steht auf einem robusten Fundament und ist wesentlich größer. Etwa 120 Gemeindeglieder passen hier rein. Heute sind viele Frauen gekommen und weil sie den Massai angehören, tragen sie große bunt karierte Tücher um die Schultern und dazu selbstgemachte Perlenketten und Ohrringe. Zur Begrüßung singen, klatschen und beten sie. Pastor Luke erzählt mir danach beim Tee, dass die KELC hier vor Jahren einen Wassertank mit Leitung gebaut habe sowie eine Grundschule. Darauf bezieht er sich auch in seiner Ansprache. Vorher hätten die Kinder kilometerweit zur Schule laufen müssen, jetzt haben sie eine eigene im Dorf. Ja, die Kirche übernehme hier eine soziale Funktion, sagt er.



Wir fahren weiter. Durch das offene Autofenster wirbelt der feine Staub herein und setzt sich in meinem Hals ab. Der Jeep schleppt sich über hügelige Wege, das Lenkrad



vibriert. Unsere letzte Station ist Il Bissil. Die Kirche, wieder ein Wellblechbau mit vier Wänden, steht frei in der Landschaft zwischen ein paar Bäumen und Sträuchern. An der Tür hängt ein kleines Plakat, auf dem Fotos von Priestern abgebildet sind. Zumindest steht da, dass sie Priester sind. Anscheinend gehören

sie zu einer örtlichen Kirche. Lucas runzelt die Stirn, spricht mit einer Frau der Gemeinde. Dann geht er zur Tür und nimmt ärgerlich den Zettel ab. „Das ist keine unserer Partnerkirchen“, sagt er. Es sei vermutlich eine kleine, privat geführte Gemeinde, die nun versucht, Mitglieder der KELC abzuwerben. Das gefalle ihm nicht, denn solche Kirchen würden nur Geld wollen und sich nicht für die Belange der Dorfgemeinschaft einsetzen. Ein paar Leute kommen zusammen, versammeln sich im dunklen Raum und beten gemeinsam. Dann verteilen Margaret Obaga und ihre Kollegen wieder Reis,

Mais und Hygieneprodukte für Frauen sowie Unterhosen für die Kinder. Die Gemeindeglieder danken ihr und eine alte Frau mit gekrümmten Rücken stülpt der Pfarrerin unauffällig, aber mit einem Lächeln, ein buntes Perlenarmband übers Handgelenk.

Nach der Verteilaktion nimmt uns Catherine, eine Frau mit grünem Satinumfang, mit in ihr Dorf und serviert uns in ihrem Haus Tee und Eintopf mit Fleisch und Kartoffeln. An der Wand hängt ein Plakat mit allen bisherigen Präsidenten und mit den Gouverneuren der Countys. Nach dem Essen zeigt mir Pastor Luke eine traditionelle Massai-Hütte und erzählt, wie die Menschen hier leben und welche Sorgen sie haben. Er spricht von einer Dürreperiode, die es den Bewohner*innen schwermache, das Land zu bewirtschaften und Vieh zu halten. Umso großzügiger erscheint mir die Einladung zum Mittagessen. Es war unsere letzte Station für diesen Tag. Zweimal im Jahr organisiert die KELC eine solche Verteilaktion, sagt Margaret Obaga. Und entsprechend lang ist dann auch der Tag. Als wir am frühen Abend wieder in Nairobi ankommen, sind wir zwölf Stunden unterwegs gewesen. Mit dem Kopf voller Eindrücke falle ich müde auf mein Bett und schlafe ein.

5.4 Der Wunsch nach Frieden: Naivasha bereitet sich vor

Am Sonntagmorgen gehe ich mit meiner Gastgeberin Ashley in die katholische Kirche in Ruaka, einem Stadtteil von Nairobi. Durch ein Dreieck, das in die Mauer eingelassen ist und so aussieht, als würde ein riesiger Vorhang zur Seite gezogen, betreten wir den Kirchraum, in den mehrere hundert Menschen passen. Wir sind etwas spät dran, aber das macht nichts. Die Kirchenbesucher singen und wippen mit ihren Körpern zur lauten Musik. Dann ruft ein Mann im rosafarbenen Anzug mit euphorischer Stimme zum „Harambee“ auf. Die Gemeinde sammelt Geld für den Bau einer neuen Kirche. Nacheinander zählt er namentlich Personen auf und verkündet, wie viel sie gespendet haben: „Nicht 1.000, nicht 2.000, nicht 5.000... nein! 10.000 Shilling!“, schallt seine Stimme durch die Kirche. Applaus für die Großzügigkeit. Wer möchte, kann auch selbst ans Mikrofon treten und den Spendenzettel abgeben.

Hinter mir liegt eine ereignisreiche erste Woche: Ich bin in einem mir fremden Land angekommen, habe erste Kontakte geknüpft und Interviews geführt. Ich war in Massai-Dörfern unterwegs und habe mit den Gläubigen gebetet. Ich bin Matatu und Motorrad

gefahren, habe Streetfood probiert, war auf einem Konzert und in der Mall. Und nun erlebe ich, wie viele Kenianer*innen ihren Sonntagmorgen verbringen – in der Kirche.

Am Dienstag bin ich schließlich bereit für die Weiterfahrt nach Naivasha. Denn ich möchte mehr vom Land sehen. Auch wenn in der Stadt Kulturen und Lebensweisen kulminieren, ist es etwas ganz anderes, durch die verschieden geprägten Regionen zu reisen. Kenia ist ein Land diverser Ethnien. Die meisten Menschen gehören, wie bereits im Kapitel 4.2 beschrieben, den Kikuyu, Luhya, Kalenjin und Luo an und leben in der Mitte und im Westen, während etwa der Norden von Turkana People bevölkert ist. Warum ich das erwähne? Weil viele sich über ihre Ethnie identifizieren – und sogar ihre Wahlentscheidung danach treffen. Das ist zurückzuführen auf die Zeit nach der Unabhängigkeitserklärung, als die Präsidenten eine Art der Klientelpolitik betrieben und aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit auf Stimmen hoffen konnten. Heute ist Kenia in Countys aufgeteilt, die politische Macht und Einflussnahme sollte so dezentralisiert werden, um zu verhindern, dass ein Politiker vor allem seine Heimatregion finanziell bevorzugt und mit Infrastrukturprojekten versorgt. Im derzeitigen Wahlkampf werben die Kandidaten zwar auch mit ihrer Herkunft, allerdings ist der Fokus anders gelagert: William Ruto beruft sich auf seine Aufstiegsgeschichte und gibt sich als Mann des Volkes, während Raila Odinga sich als „Baba“, also als Vater der Nation präsentiert.

Eigentlich wollte ich erst an die Küste reisen und erfahren, wie Menschen unterschiedlicher Religionen zusammenleben. Doch es erscheint mir sinnvoller zunächst gen Westen aufzubrechen, um zu verstehen, wie Politik und Ethnie verknüpft sind. In Naivasha angekommen, spüre ich den Unterschied zur Großstadt Nairobi. Hier lebt nur ein Bruchteil der Bevölkerung und das Stadtzentrum ist über zum Teil ungeteerte, staubige Straßen zu Fuß erschließbar. Am Abend lerne ich beim Essen den Koch Chef Young kennen. Robert Mugwe Mwangi, so sein bürgerlicher Name, ist 24 Jahre alt und



tritt gelegentlich im Frühstücksfernsehen auf, meistens ist er aber in Hotels beschäftigt. Er trägt eine Kochjacke, die so rot ist wie eine reife Chilischote, und die er selten auszieht. Er erzählt mir, wie er kochen gelernt hat, dass alle seine Geschwister ebenfalls professionell ko-

chen und dass er bald ein kleines Event anlässlich der Wahlen ausrichten wird. Robert nennt sich „Friedensbotschafter“. Das macht mich neugierig – und schon am nächsten Tag laufen wir durch die Stadt und ich erfahre, warum ihm Frieden so wichtig ist.

Robert kauft auf dem Markt ein paar Zutaten ein, während er über seine Erlebnisse spricht. Er habe den letzten Krieg miterlebt, erzählt er, da war er gerade mal zehn Jahre alt. 15 Jahre ist es her, dass es nach den Wahlen zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen den Ethnien kam, zunächst zwischen Kikuyu und Luo. Es war die Folge eines öffentlich angezweifelten Wahlergebnisses. Daraufhin flohen über 100.000 Menschen und viele starben auch: Von etwa 1.300 Todesopfern ist zu lesen. Damals wurden Jugendliche wohl gezielt angestachelt und Geschäfte niedergebrannt, woraufhin viele ihre Existenz verloren. Über zwei Monate lang herrschte Chaos, besonders im Rift Valley, das sich durchs zentrale und westliche Kenia zieht. Erst ein Friedensabkommen konnte die Gewalt eindämmen.¹¹

Naivasha war stark betroffen, weil Menschen diverser Ethnien in der Stadt leben. Sie kommen aus allen Teilen des Landes zum Arbeiten her. Es ist die Stadt der Blumen,



denn sie ist umrandet von riesigen Blumenfarmen, auf denen tausende Menschen beschäftigt sind. Koch Robert Mwangi hat die Gewalt Ende 2007 miterlebt. Genau wie Selina, eine Marktverkäuferin, die dem jungen Koch einen Beutel Sardinen reicht. „Ich habe gesehen, wie Leute sich gegenseitig umbringen“, sagt sie mit Nachdruck in der Stimme,

während sie gegen die laute Musik vom Nachbarstand anspricht. „Amani. Peace.“ Sie zeigt das Peace-Zeichen. Solche Auseinandersetzungen oder gar einen Krieg könne sich das Land nicht leisten, da sind sich viele in Naivasha einig. Gewalt würde die angespannte wirtschaftliche Lage und die hohe Jugendarbeitslosenrate nur weiter belasten – eine Abwärtsspirale, an die kaum jemand denken mag. Auch Tomy nicht, der von seinen Freunden auch Tomato genannt wird, weil er gekochte Eier mit Tomaten, Zwiebeln



¹¹ Diese Ereignisse sind als „Post Election Violence“ in die Geschichte eingegangen und gut dokumentiert.

und Ketchup verkauft. Er steht an seinem kleinen mobilen Stand auf Rädern, während wir miteinander sprechen. Er hofft, dass nach den Wahlen wieder bessere Zeiten kommen.

An einer Straßenecke trifft Robert Mwangi seinen Freund Bornfas Isaya Wandeka. Isaya meint, wenn es keinen Frieden gibt, dann gibt es auch keine Arbeit, kein Geld

und kein Essen. Deshalb wollen die beiden Frieden predigen und ziehen durch die Straßen. Sie wollen mit allen ins Gespräch kommen, egal, welcher Ethnie sie angehören. „Wir sind alle Kenianer“, sagt Robert. Er und Isaya zeigen mir ihre Stadt, führen mich durch die belebten Straßen. Wir passieren den lokalen Matatu-Halte-



platz, wo Minibusse ankommen und abfahren, laufen über den Jua Kali-Markt, wo Verkäufer*innen zusammenschweißte Metallprodukte verkaufen. In einer Seitenstraße treffen wir eine Gruppe junger Menschen, die über das Programm Kazi Mtaani Geld vom Staat fürs Arbeiten erhalten und gerade ihre Mittagspause verbringen. Geld für Essen haben sie jedoch nicht. Robert sagt, er war selbst eine Zeit lang über dieses Programm beschäftigt und davon abhängig, bis er sich als Koch selbständig gemacht habe.

Dann kommen wir an ihrer ehemaligen Schule an. Schulleiterin Esther Kiruki begrüßt die beiden und erzählt, wie Isaya noch vor kurzem hier war und den Schüler*innen erklärt hat, wie wichtig Frieden sei. Esther erinnert sich an die Wahl 2007 und wie ihre Schule davon betroffen war. Viele Kinder mussten mit ihren Familien die Stadt verlassen und fliehen. Nein, das dürfe sich nicht wiederholen.

Im ganzen Land werden Friedenskampagnen aufgeföhren. Das Engagement von Robert und Isaya bildet ein Puzzlestück, das die Arbeit anderer offizieller Stellen ergänzt. Etwa die des Friedenskomitees, von dem Katechet Paul Odhiambo der örtlichen katholischen Kirche berichtet. In diesem Komitee sei auch die Kirche vertreten. Sie habe sich neutral zu verhalten, sagt er. Anders, als in so manchem Gotteshaus, dürften Politiker hier keinen Wahlkampf betreiben, um die Stimmung nicht weiter aufzuheizen.

Viele Menschen in Naivasha hoffen auf friedliche Wahlen und vor allem auf ruhige Zeiten danach. Robert alias Chef Young glaubt, dass er mit seinen Gesprächen etwas beitragen kann: „Wenn du einen Samen säst, wird er in den Köpfen der Menschen gedeihen“, sagt er. Und die Pflanze, die daraus erwachse, sei Frieden.

5.5 Amani, Peace: Wie sich Kirchen für Frieden einsetzen

In Naivasha lerne ich aus erster Hand, weshalb den Menschen Frieden so wichtig ist. Viele hier haben miterlebt, wie das Land zerbrochen ist. Wie Freundschaften und Geschäftsbeziehungen in die Brüche gingen. Was es bedeutet, Geflüchtete im eigenen Land zu sein. Die Erinnerung an 2007/2008 sitzt vielen tief im Gedächtnis. Und sie suchen Lösungen, damit sich die Gewaltexzesse nicht wiederholen.

Bei den vergangenen Wahlen ist die Lage nicht so eskaliert. Aber jede Wahl wird mit einem Zittern erwartet. Gerade jetzt, in einer Zeit, in der die Wirtschaft ohnehin geschwächt ist und weltweit zu spüren ist, welche Folgen ein Krieg haben kann, scheinen sich alle einig zu sein: Nichts ist wichtiger als Frieden. Und zwar vor, während und nach den Wahlen. Ein Slogan, der mir immer wieder begegnet.

Pfarrerin Margaret Obaga hatte mir in Nairobi ja schon gesagt, welche Rolle die Kirche in diesem Prozess einnimmt: Pastoren sollen Frieden predigen, so ihre Auffassung. In den Nachrichten ist zu lesen, dass diverse Kirchenoberhäupter genau das tun. Sie rufen das Volk dazu auf, Ruhe zu bewahren und am Wahltag bloß für den Urnengang das Haus zu verlassen und dann nach Hause zu gehen. Es gibt diverse Friedensorganisationen und -kampagnen, die übers ganze Land hinweg die Botschaft verbreiten.

In Naivasha sehe ich, wie überall im Land, viele kleine Kirchen. Die katholische St. Francis Xavier Kirche zählt allerdings zu den größeren Gotteshäusern. Ein flacher, rundlicher Steinbau mit einem Kreuz aus bunten Glassteinen auf dem Dach, umringt von einem gepflegten, umzäunten Garten. Paul Odhiambo arbeitet hier als Katechet und empfängt mich zum Gespräch. Er erzählt von einem Friedenskomitee, in dem lokale Institutionsvertreter sitzen. Auch die Kirche ist Mitglied, denn sie sei „Meinungsführer“, zähle also zu den Eliten.

Odhiambo vertritt die Auffassung, dass die Kirche sich neutral verhalten solle. Das sei auch die offizielle Linie der katholischen Kirche im Land. Und doch sagt er, dass die

heiligen Hallen offen für jeden seien. Und dass es Politiker*innen gebe, die auch Mitglied der Kirche seien. Wenn sie also in den Gottesdienst kämen, dann dürften sie währenddessen keinen Wahlkampf betreiben. Was sie aber danach machen, das könne niemand überprüfen. So betrachtet, ist es nicht auszuschließen, dass Politiker*innen die Kirche nutzen, um für sich zu werben oder zumindest in Kontakt mit der Gemeinde, also potenziellen Wähler*innen, zu treten.

Was die Kirche und der Priester laut Odhiambo sehr wohl machen würden, ist Frieden predigen. Gerade in einer kosmopolitischen Stadt wie Naivasha sei das unerlässlich. Einige kirchliche Vertreter*innen aus Naivasha haben außerdem einen Friedenspakt unterzeichnet. Aufgesetzt hat ihn die Naivasha Professional Association, ein lokaler Fachverband, der verschiedene Gewerke umfasst und vernetzt. Eskimos Kobia und Absolom Juma, die der Organisation vorsitzen, haben diese Aktion mit initiiert. Lokale und regionale Politiker*innen, die zur Wahl antreten, haben schon unterschrieben und damit ihr Wort gegeben, dass sie niemanden zu Missgunst oder Gewalt anstacheln werden, wenn sie verlieren sollten. Ein wichtiges Zeichen, das Druck aus dem Kessel nehmen soll, glauben sie.

5.6 Ein Zehntes für die Kirche: Die Bedeutung von Geld

Da ich für meine letzte Fahrt von Nairobi nach Naivasha viel zu viel bezahlt habe, bringt mich Robert Mwangi zur Bushaltestelle. Er will sichergehen, dass ich nicht schon wieder das Fünffache zahle. Wir verabschieden uns und ich klettere ins Matatu, wo ich in der hintersten Reihe am Fenster sitze. Meine Schulter ist eingedreht und der Kopf etwas schief, weil die Decke des Kleinbusses so niedrig ist. So fahre ich knapp zwei Stunden, bis ich in Nakuru ankomme, eine, im Gegensatz zu Naivasha, laute Stadt mit viel Verkehr. Am Abend besuche ich mit meinem Host Teeto eine Bar, in der eine Band spielt. Wir essen Fish Fingers mit Pommes und trinken Tusker, das kenianische Bier, das es überall zu kaufen gibt. Trotzdem stehe ich am nächsten Morgen früh auf, denn ich begleite Teetos Mutter in ihre Kirche.

„Happy day! Happy Sabbath!“, grüßen sich die Gemeindemitglieder am Samstagmorgen. Im Stuhlkreis sitzt eine Gruppe zusammen und diskutiert schon eifrig über Bibelstellen. Ich setze mich und höre zu. Heute ist ein wichtiger Tag für die Gemeinde, es ist Sabbat. Für die Siebenten-Tags-Adventisten, auf Englisch „Seventh Day Adventists“ (SDA), eine protestantische Freikirche mit Ursprung in den USA, markiert der Samstag den heiligen Tag der Ruhe und ist somit für den Gottesdienst reserviert. Nach dem Bibelstudium setzen sich alle auf die Plastikstühle, die in langen Reihen im schlichten Rohbetonbau des Kirchraums aufgestellt sind. Mit meinen verschmutzten Sneakers fühle ich mich einigermaßen unpassend gekleidet, zwischen all den Absatz- und Anzugschuhen.



Vorne auf der Bühne singt ein Frauenchor in gelben Roben. Etwa 570 Mitglieder hat die Seventh Day Adventists Gemeinde in Nakuru. Das Gebäude ist noch recht neu, Kabel hängen aus der Decke, ein paar Lampen fehlen noch. Pastor Jairus Obwoege sitzt neben der Bühne am Rand. Er wird heute nicht viel sagen, dafür werden einige andere Redner*innen ans Pult treten. Obwoege ist seit fünf Jahren Pastor der Gemeinde, davor war er in anderen Kirchen aktiv: „Bevor ich die Wahrheit kannte“, sagt er. Der Samstag, oder Sabbat, ist für ihn so wichtig, weil es der siebte Tag der Woche ist, an dem man ruhen und Gott ehren sollte – ähnlich wie der Schabbat im Judentum oder der Sonntag in anderen christlichen Kirchen.

An einer eckigen Säule hängt ein Schild, darauf steht die M-Pesa-Nummer der Kirche. M-Pesa ist ein digitales Bezahlsystem, mit dem Transaktionen übers Handy abgewickelt werden. Einer der Redner spricht ins Mikrofon und erinnert an die „Offerings“, also die Abgaben oder Kollekte. Ein Zehntes ihrer Einkommen sollen die Gemeindemitglieder an die Kirche zahlen. Es ist eine Abgabe, die auf Bibelstellen zurückgeführt wird und fest zum Programm der Adventisten gehört. Viele zücken in dem Moment ihr Handy und tippen die Nummer ein. Auch ich, weil ich nicht negativ auffallen möchte – und weil meine Sitznachbarin, in deren Haus ich für einige Tage übernachtete, mich aufmunternd von der Seite anschaut.

„Wir müssen Gott ehren“, erklärt Pastor Obwoye, als ich ihn frage, wofür die Abgaben sind. „Weil Gott seinen Sohn für uns Menschen geopfert hat. Und indem wir Gott etwas anbieten, zeigen wir ihm unsere Hingabe und unseren Glauben.“ Es gebe verschiedene Formen der Abgabe, ein Teil sei für Spenden und soziale Projekte vorgesehen. Ein anderer Teil wird „thanks offering“ genannt, ist also eine Geste der Dankbarkeit. Was genau mit dem Geld passiert, ist schwierig auszumachen. Eine Kritik, die häufig im Zusammenhang von Kirchen und Abgaben zu hören ist, lautet, dass sich der Priester die Taschen vollmacht. Doch selbst, wenn das in Nakuru der Fall wäre, scheint es den Gemeindemitgliedern nichts auszumachen.

Vor einer Woche, erzählt Adventist Obwoye, waren Politiker in der Kirche. Zwar seien er und seine Kirche ihnen gegenüber neutral eingestellt, aber als Christen sei es ihre Pflicht, zu beten und einem Anführer, also einem Politiker, die Unterstützung zu geben, die er benötigt. Und es sei eine christliche Tugend, ja sogar eine Pflicht, wählen zu gehen. Die Politiker*innen seien hier gewesen und haben sich buchstäblich den Segen des Pastors geben lassen.

Als ich ein paar Tage später wieder in die Kirche gehe, spricht ein anderer Redner und predigt über die Bedeutung von Geld. Er vergleicht die Arbeit, der jeder von uns nachgeht, mit dem Garten Eden. Und am Ende des Monats werden wir in unserem kleinen Paradies belohnt. Während er spricht, scheint die Abendsonne durch eines der schmalen aufgeklappten Fenster in den Kirchraum. Der Strahl trifft die Betonsäule mit dem M-Pesa-Schild und die sechsstellige Nummer schimmert in einem warmen Goldrot.

5.7 Auf Stimmenfang im Gotteshaus

Ich habe in Nakuru selbst miterlebt, welche Bedeutung Geld in der Kirche einnimmt, wenn sie sich auch je nach Auslegung und Glaubensrichtung unterscheidet. Geld spielt aber auch im Wahlkampf eine Rolle, denn Politiker wie William Ruto lassen sich gerne dabei fotografieren, wie sie eine Spende überreichen – gerade in Kirchen.

Als ich in Kakamega hinten auf einem Motorrad sitze, sehe ich, wie viele Menschen in dieselbe Richtung laufen. Andrew, der das Motorrad steuert, sagt, sie seien auf dem Weg zu einer Veranstaltung, wo ein Politiker sicherlich etwas Geld geben werde. Eine Taktik, die nicht ungewöhnlich zu sein scheint, wie ich immer wieder lese und auch erzählt bekomme. Mittlerweile bin ich in Eldoret angekommen und wohne bei einer

Familie auf dem Land. Sie bewirtschaften einige Hektar und haben Kühe und Schweine auf dem Anwesen. Der Mann kümmert sich um Land und Gut, während seine Frau im Home-Office arbeitet. Aus meinem Gästezimmer rufe ich Damaris Parsitau an. Bis vor kurzem hat sie in Nakuru an der Egerton Universität im Bereich Religionswissenschaften geforscht. Da sie mittlerweile in Nairobi lebt und einen neuen Job am British Institute angetreten hat, haben wir uns zum Videocall verabredet.

Damaris Parsitau hat untersucht, wie Politiker*innen gezielt in der Kirche um Stimmen buhlen und dabei auch Geld dalassen. Sie erinnert folgenden Fall: William Ruto, zu dem Zeitpunkt Vizepräsident, hat eine Kirche besucht und viel Geld gespendet. Daraufhin kam es zu Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern unterschiedlicher Lager – und die Kandidaten wurden von der Kanzel verbannt.

Parsitau, die lange an der Schnittstelle von Kirche und Politik geforscht hat, erkennt eine „symbiotische Beziehung“ zwischen religiösen Führern und Politikern aufgrund finanzieller Interessen: Die Kirchen können das Geld gebrauchen und die Politiker profitieren wiederum von der Gunst der Geistlichen. Dabei spiele es auch keine Rolle, um welche Kirche es sich handelt, also ob es eine katholische, evangelische oder eine Pfingstkirche sei, sagt Parsitau.

In Kirchenräumen ließe sich außerdem gut Wahlkampf betreiben, meint die Wissenschaftlerin. Aber gerade in hierarchisch organisierten Kirchen, wie der katholischen oder anglikanischen, sei dem ein Riegel vorgeschoben worden, als die Oberhäupter den Wahlkampf im Kirchraum verboten haben. Sie betonen immer wieder, dass sie neutral seien und sich nicht vor den Karren spannen lassen würden. Anders sei es bei Evangelikalen, wie etwa Pfingstkirchen. Sie seien anders organisiert und sprechen selten mit einheitlicher Stimme, sagt Damaris Parsitau. Es gebe so viele kleine Kirchen, denen bloß ein Pastor vorsteht, und der somit über Entscheidungshoheit verfügt. Theoretisch kann so jemand Politiker*innen einladen und ihnen eine Bühne bieten.

Aber ist es wirklich nur das Geld, das einigen Kirchenvorstehern wichtig ist? Parsitau meint, es gehe auch um politische Wirkmacht und nennt einige Beispiele von Politiker*innen, die einen religiösen Hintergrund haben und mittlerweile für politische Ämter kandidieren: „Die Kanzel ist ihnen nicht genug.“

Dass Kirchen in Kenia eine große Bedeutung einnehmen, habe ich in diversen Situationen erlebt. Damaris Parsitau untermauert die Behauptung, indem sie auf die sozialen und finanziellen Herausforderungen eingeht, denen sich viele Menschen ausgeliefert sehen. Gerade in dieser Zeit: Die Nachwirkungen der Corona-Pandemie sind noch spürbar, ebenso die Folgen des russischen Krieges in der Ukraine. Wem es schwerfällt, abends etwas zu Essen auf den Tisch zu bekommen, sagt die Forscherin, wird eher sein Schicksal in Gottes Hände legen und beten. Ähnlich wie es Pfarrer Hartmut Hawerkamp beobachtet hat. Gleichzeitig seien viele Menschen ohnehin christlich sozialisiert und messen der Institution Kirche viel Bedeutung bei. Gerade weil sie dort Halt fänden und Unterstützung bekämen.

In Kisumu, einer Stadt am Viktoriasee – der von den ansässigen Luo „Nam Lolwe“, also „unendlicher See“ genannt wird – erfahre ich, wie das praktisch aussehen kann. Karen, bei der ich einige Tage unterkomme, erzählt mir von ihrer Gemeinde und einer Gruppe Frauen, die sich gegenseitig unterstützen. Es sind Frauen, die in derselben Gegend wohnen und sich einmal die Woche nach dem Kirchbesuch zuhause treffen. Dann essen sie gemeinsam und trinken Tee. Alle zahlen einen Geldbetrag ein und wenn eine der Frauen etwas Geld braucht, dann bekommt sie es. Etwa, wenn eine Hochzeit oder eine Beerdigung ansteht. Oder eine medizinische Behandlung, für die die Familie zahlen muss. Dann erhält sie das Geld der Gruppe. Eine Art Privatkredit, basierend auf Solidarität und Gemeinschaft. Diese Form der gegenseitigen Unterstützung muss nicht unbedingt über die Gemeinde laufen. Es gibt auch Gruppen, die sich privat organisieren. Das Prinzip bleibt aber das gleiche.

Die Motive, weshalb Menschen in die Kirche gehen, sind mannigfaltig, sagt Damaris Parsitau. Manche fänden auch einfach die Musik gut oder nutzten die Gemeinde als Ort des Austauschs. Bei manchen gehe der Glaube so weit, dass sie (selbsternannten) Pastoren oder Wunderheilern folgen würden. Daraus könne eine toxische Abhängigkeit entstehen.

Mein Gastgeber hatte mir noch am Vortag erzählt, dass auch er früher Mitglied einer Kirche war. Aber dann habe er gemerkt, wie sehr der Pastor seine Stellung im Dorf ausgenutzt habe. Das sei für ihn moralisch nicht haltbar gewesen, also habe er sich von der Kirche zurückgezogen. Er sei immer noch gläubig und bete jeden Tag, aber dafür brauche er diese Institution nicht. Wenn er sich für eine Religion entscheiden

müsste, dann sei er am ehesten Rastafari. Der 43-Jährige grinst und deutet auf seine Haare, die in Rasta Zöpfen mit bunten Perlen lose vom Kopf baumeln.

6. Vielfältiges Christentum in Kenia

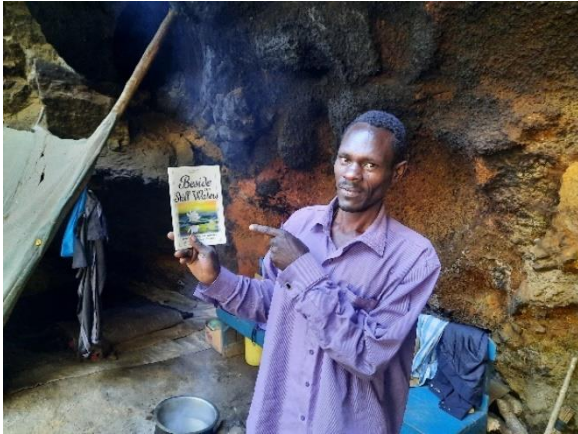
6.1 Spiritueller Rückzugsort: Die Menengai-Höhlen in Nakuru

Am Sonntag bin ich nicht in der Kirche, denn schließlich ist der Samstag der wichtigste Tag für Siebenten-Tags-Adventisten. Zusammen mit meinem Gastgeber will ich den Menengai-Krater erklimmen. Vorher machen wir aber einen Abstecher in die heiligen Höhlen von Menengai. Wir folgen einem schmalen bewachsenen Pfad und stehen dann vor dem Eingang einer Höhle. Als wir ein paar Schritte nach unten gehen, sagt Teeto, die Öffnung habe die Kontur des afrikanischen Kontinents. Tatsächlich: Die Felsen formen ein ungleichmäßiges Dreieck mit Ausbuchtungen.

Aus der Höhle schallen uns Gebetsrufe entgegen. Sie sind energisch und laut vorgebracht, das Echo verstärkt die Stimmen und die dramatische Wirkung. Zwei Frauen stehen in der Dunkelheit der runden Höhle, ich kann sie nicht sehen, nur hören. Unter meinen Füßen ist Sand und über mir eine natürlich geformte Kuppel, die das Sakrale dieses Ortes unterstreicht. Wasser tropft von oben auf den Boden. Damals, in den 1950er-Jahren, als die kenianischen Mau-Mau-Kämpfer im Widerstand gegen die britischen Kolonialherren kämpften, sollen sich hier Menschen versteckt haben. Heute gelten die Höhlen als heilig und ziehen nach wie vor Besuchende an, allerdings aus anderen Gründen. Einige leben hier in Holzverschlägen am Eingang der Höhle und fristen an dem kargen Ort ein Einsiedlerdasein. Andere Gläubige bringen ihnen Nahrungsmittel und Spenden vorbei.



Und dann gibt es Leute, die temporär zu den Höhlen kommen und ihr Lager aufschlagen. So wie Robert und Edward. Der eine ist schwächling, der andere kräftig. Ein aufgespanntes Tuch schirmt ihre Schlafstätte, eine durchgelegene Matratze, vor neugierigen Blicken ab und aus einem Metalltopf, der über einem kleinen Feuer steht, dampft es – Robert hat Wasser aufgesetzt.



Sie seien hier, um zu fasten, erläutert er: Gott habe ihn gerufen. Er schreibt seine E-Mail-Adresse in mein Notizbuch. Seine Finger zittern und er kann sich nur mit Mühe an die Adresse erinnern. Viel haben sie nicht dabei, schließlich würden sie entweder beten oder schlafen. Robert zeigt mir ein Heftchen: „Beside the Still Waters“ steht

über der Abbildung einer weißen Seerose im Spiegel eines Sonnenuntergangs. Tägliche Inspiration solle darin zu finden sein. Herausgegeben wurde das Heft von einer US-amerikanischen Freikirche. Jemand habe es ihm überlassen und seitdem lese er es. Und zwar seit einigen Monaten, immer und immer wieder. Wann er die Höhle verlassen werde, das wisse er jetzt noch nicht. Eben dann, wenn Gott ihm ein Zeichen gebe.

6.2 Missionsarbeit heute: Borschtsch in der Halbwüste

Das Christentum ist in Kenia enorm vielfältig, das habe ich während meiner Reise gelernt. Aber ein Thema habe ich bisher ausgespart: Missionierung. Früher siedelten Missionare nach Afrika, um Menschen den christlichen Glauben nahezubringen. Eine Entwicklung, die sich über die Jahrhunderte zog und mit der britischen Kolonialherrschaft in einer Manifestation der anglikanischen Kirche mündete. Eine weitere Bewegung, die sich in den vergangenen Jahrzehnten bemerkbar machte, kam aus den Vereinigten Staaten von Amerika. In den 1970er/1980er-Jahren brachten christliche Freikirchen ihre Idee der Evangelisierung zum Beispiel nach Afrika bzw. Kenia. Und heute? Im Internet lese ich von diversen Projekten, die sich der Missionierung verschrieben haben. Auch aus Deutschland. Die Missionar*innen machen es sich zur Aufgabe, anderen Menschen zu helfen. Wie das praktisch aussieht, erfahre ich von Volodymyr und Viktoria.

Als ich am Flughafen in Lodwar ankomme, holt mich Volodymyr mit den Worten „Willkommen im richtigen Afrika“ ab. Wir steigen in seinen Jeep, in dem bereits seine Frau Viktoria mit den drei Kindern sitzt. Wir unterhalten uns auf Englisch, sie sprechen untereinander aber meistens Ukrainisch. Es ist nicht zu übersehen, woher sie kommen: Volodymyr trägt fast immer einen dünnen Loopschal auf dem Kopf, in den Farben Gelb

und Blau. Seit fast zehn Jahren leben die beiden in Kenia und arbeiten als Missionar*innen. Ich frage mich, wieso sie ihre Heimat verlassen haben, um hier im Norden Kenias, in der Halbwüste, ihren Lebensmittelpunkt einzurichten.



Wir kommen auf ihrem Grundstück an, auf dem in der Mitte ein Haus mit mehreren bunt gestrichenen Räumen steht. Drumherum wächst wildes Gras, ein gefällter Baum liegt quer daneben und ich höre das Gackern von Hühnern. Nicht weit vom Gehege entfernt steht ein weiteres Haus, davor ein langer Esstisch, der

Platz für 20 Personen bietet. Ein paar Jugendliche laufen um den Tisch und decken ihn ein. Heute ist Volodymyrs 29. Geburtstag.

Simon grillt Hähnchenflügel auf einem Rost, das auf groben Steinen liegt. Es ist bereits dunkel und nicht mehr viel zu sehen, nur die rote Glut flimmert auf dem Boden. Er fragt mich, ob ich auch Missionarin sei. Nein, ich bin Journalistin, antworte ich. Simon erzählt, er sei erst vor kurzem von der Missionarsschule zurückgekehrt, die bei Mombasa liegt. Er ist 20 Jahre alt und lebt seit einiger Zeit bei Volodymyr und Viktoria. Er nimmt die Hähnchenteile vom Grill und wir setzen uns an den langen Holztisch. Auch der Bischof und seine Frau sind heute Abend gekommen. Er spricht ein Gebet und Glückwünsche für Volodymyr aus. Seine Frau reagiert erstaunt auf das Alter: 29 Jahre – dafür habe er schon so viel erlebt und erreicht!

Am nächsten Tag schaukeln wir mit dem Jeep über sandige Straßen durch die karge Landschaft, in der ein paar graue stachelige Bäume ohne Blätter vereinzelt herumstehen, umgeben von Sträuchern und etwas Gras. Wo ein Fluss fließt, da wuchern grüne Pflanzen, Palmen und üppige Büsche aus der Erde. Sonst ist die Farbgebung des Landes beige und hellgrün, der sattblaue Himmel scheint schwer auf die flachen Bäume zu drücken. In der Ferne flimmert es, so heiß ist es dort, und das, obwohl gerade Winter ist. Eine Spiegelung entsteht, die aussieht, als wäre da Wasser, aber der Eindruck täuscht, es ist ziemlich trocken, obwohl es vor einigen Tagen noch geregnet hat.

Wir fahren in ein Dorf, vorbei an Lehmhütten mit Strohdach. „Da haben wir gewohnt“, Volodymyr zeigt in die Ferne, „in so einem Haus.“ Das ist etwa drei Jahre her, denn mittlerweile wohnen sie auf dem Grundstück in Lodwar. Als sie hierherkamen, lebten sie auf dem Land, fünf Jahre lang, ohne fließend Wasser und Strom. Er hält an, wir gehen über ein sumpfiges Flussbett zu einem von mehreren Löchern, das einen guten



Meter tief in die Erde gegraben worden ist. „So gewinnen die Leute hier ihr Wasser“, erklärt Volodymyr. Man gräbt ein Loch und schöpft das Wasser ab, das sich unten sammelt. Das haben sie damals auch immer getrunken. „Ja, knirscht zwischen den Zähnen.“

Wir passieren das Dorf, dem Volodymyr eine Schule baut, und fahren noch ein bisschen weiter zu einem eingezäunten Grundstück. Zwei schlichte Gebäude stehen da schon, außerdem ein Gestell mit einem kompakten schwarzen Wassertank oben drauf. Der Ukrainer begrüßt die Kenianer, die bereits auf ihn warten, und fängt an, die Gurte zu lösen, die die leeren Tankkanister auf dem Anhänger gehalten haben. Es ist heiß, und schon wenige Bewegungen führen zum Schweißfluss. Staub wirbelt auf und setzt sich in der Nase ab. In dem Gebäude stehen bisher nur ein paar Tische, sonst erinnert hier noch nichts an Schule. Wenn sie fertig sind, sollen die Kinder aus dem Dorf einen kurzen Schulweg haben, sagt Volodymyr. Und sie sollen Bibelunterricht bekommen.

Er sagt, die Leute in Kenia seien bereits christlich sozialisiert, man müsse ihnen nicht erst den Glauben nahebringen. Deshalb versteht er seine Aufgabe als Missionar eher praktisch. Die Jugendlichen, die auf dem Grundstück der von ihm und Viktoria gegründeten „Hope of the Desert“-Mission leben, erhalten Unterstützung. Sie bekommen die Schulgebühren bezahlt und können so auf eine Zukunft setzen, meint Volodymyr. Dafür müssen sie mit anpacken, also im Haushalt helfen, kochen und die Hühner füttern. Viktoria rührt in der dunkelrot schimmernden Suppe. Sie hat ihr Lieblingsessen gekocht, Borschtsch, eine Brühe aus roter Beete mit Gemüse und Hühncheneinlage. Eine Erinnerung an ihre Heimat Ukraine, sagt Viktoria. Einmal die Woche, immer samstags, geht sie in die Kirche und erzählt einer Gruppe von Kindern etwas über das

Christentum. Danach wird gebetet und gebastelt – quasi eine Form der Freizeitbeschäftigung.

Das Geld für ihre Missionsarbeit erhalten die beiden aus verschiedenen Quellen, vor allem aber von anderen Gläubigen weltweit. Sie sind in einem globalen Netzwerk organisiert und im Austausch mit anderen Missionar*innen. Bald wollen sie sich stärker an eine US-amerikanische Mission binden, die ihren Standort gleich in der Nachbarschaft hat. Wie lange sie aber überhaupt in Kenia bleiben möchten, das wissen sie noch nicht. Volodymyr hat hier viel zu tun, gerade schweißt er Metallteile zusammen, die mal zu einem Zaun werden sollen. Vermutlich werden sie die nächsten Jahre noch hier verbringen. Jetzt sei es ja ohnehin nicht möglich, in die Heimat zu reisen, sagt er. Am liebsten würde er das tun, in die Ukraine fliegen und an der Seite seiner Brüder für die Freiheit kämpfen. Aber er habe auch hier eine Verantwortung, in Kenia, für seine Familie und die Jugendlichen in der Mission. Volodymyr zieht die Schweißermaske wieder ins Gesicht, bevor er mit dem heißen Strahl das Metall vor ihm bearbeitet und die Funken nur so sprühen.



7. Fazit

Sechs Wochen bin ich durch Kenia gereist, war in Nairobi, im Rift Valley, in der Halbwüste des Nordens und an der tropischen Küste. Ich habe den Wahlkampf erlebt, lag mit Covid im Bett und habe Gottesdienste in verschiedenen Kirchen besucht. Ich wollte herausfinden, inwiefern Kirche und Politik miteinander verbunden sind und welche Bedeutung den Kirchen in der Gesellschaft und speziell im Wahlkampf zukommt. Dass sie eine große Rolle im Land spielen, ist deutlich geworden. Vor allem die Vielfalt der Glaubensauslegung, die sich durch die vielen unterschiedlichen Kirchen bemerkbar macht. Im Wahlkampf haben die Institutionen ihren Teil beigetragen: Manche religiösen Führer haben für Politiker*innen gebetet oder auch Spenden entgegengenommen. Andere haben sich neutral positioniert und lediglich zum Frieden aufgerufen.

Nun, da mit William Ruto ein explizit gläubiger Christ an der Spitze des Landes ist, der seine Präsidentschaft mit einem Gebet eingeläutet hat, wird es interessant sein zu beobachten, inwiefern er diese Verbindung nutzen wird. Es ist bekannt, dass Ruto konservative Werte vertritt und sich gegen Homosexualität und Abtreibung ausspricht. In der Zeit vor seiner Präsidentschaft hat er Kirchen Geld überreicht und so vielleicht eine Beziehung aufgebaut, die auf gegenseitiger Sympathie beruht. An seinem Beispiel zeigt sich, wie Kirche und Politik miteinander verbunden sind, auch wenn man mit Pauschalaussagen vorsichtig sein sollte.

Was mir vor allem in Erinnerung bleiben wird, ist der gelebte Glaube im Alltag. Das Gottvertrauen auf der einen Seite und das soziale Engagement auf der anderen Seite. Denn Kirchen nehmen zum Teil Funktionen ein, die der Staat kaum leisten kann. Und so zeigt sich am Ende, wie eng die Verflechtung ist: auf ideologischer Basis bleibt sie fragwürdig, praktisch ist sie auf jeden Fall im täglichen Leben zu erkennen.